

Crístian Hernán Gárate Garay

Gespannt, wie der Sozialismus wirklich ist

Wir waren damals Kinder. Die Ereignisse in Chile, der Militärputsch gegen die Regierung unter Salvador Allende im September 1973, das Stadion, die Konzentrationslager, die Ermordungen ... Mein Vater war politisch aktiv und er war Abgeordnetensekretär im Parlament. Die Junta unter Augusto Pinochet sah ihn als Feind. Er musste in den Untergrund, in die Illegalität und reiste mit falscher Identität nach Argentinien aus. Wir, meine Mutter und meine fünf Geschwister, folgten ihm. Dort lebten wir in einer konspirativen Wohnung, wie so viele, die nicht gefunden werden sollten. Amnesty International, UNO, UNICEF begannen dann, sich darum zu kümmern, dass die Menschen in irgendeinem Land Asyl erhielten. Ursprünglich waren wir nicht darauf vorbereitet, in der DDR politisches Asyl zu beantragen. Mein Vater und andere Genossen aus verschiedenen Parteien und unterschiedlichen Konfessionen berieten sich. Plötzlich hieß es, wir sind gespannt, wie der Sozialismus wirklich ist, wir gehen nach Osteuropa. Einige gingen nach Rumänien, Ungarn, die Sowjetunion, Jugoslawien. Meine Eltern zweifelten zunächst daran, in die DDR zu gehen. In Zeitungen und Zeitschriften war das Bild von diesem Land kein gutes. Es hieß, in der DDR werden einem die Kinder weggenommen und es gab sogar das Gerücht, dass Kinder teilweise gegessen werden. Die Genossen in Buenos Aires argumentierten, dabei handele es sich um Falschinformationen der reaktionären Presse. Meine Eltern entschieden sich für die DDR.

Ankunft in der DDR

Im September oder Oktober 1974, ich war elf Jahre alt, kamen wir auf dem Flughafen Schönefeld an. Alle kamen damals dort an. Es war bitterkalt und es schneite. Wir wurden von Betreuern abgeholt. Das waren Vertreter vom Solidaritätskomitee, damals eine Organisation der DDR, die prosozialistische Bewegungen und Staaten unterstützte. Wir fuhren mit einem Barkas, einem B 1000, von Berlin nach Eisenhüttenstadt ins Aufnahmeheim. In der DDR gab es mehrere davon. Das waren aber keine Aufnahmelager, wie man sie heutzutage kennt, Wohncontainer oder so. In Eisenhüttenstadt war es das Hotel Lunik, dessen oberste drei Etagen als Heim hergerichtet wurden und wir waren so fünf, sechs Familien, die dort untergebracht wurden. Im nächsten dreiviertel Jahr wurde uns beigebracht, wie das hier mit der medizinischen Versorgung funktioniert, was man im Straßenverkehr beachten muss, wie man mit dem Geld umgeht und Deutschunterricht hatten wir auch. Dann waren wir noch kurz in Frankfurt/Oder, wo ich auch zur Schule gegangen bin, bis es hieß: Ihr werdet nun auf die Bezirke verteilt. Unsere Familie kam mit anderen Familien nach Potsdam. Zuerst waren wir in dem kleinen Dorf Caputh, dem Sommerwohnort von Albert Einstein. Wir wohnten nicht weit von seinem Sommerhaus entfernt und ich besuchte die Schule im Dorf. Ich glaube, ich war dann schon 13, als unser normales Leben begann. Unsere Familie erhielt in einer Neubausiedlung in Potsdam-Babelsberg zwei Wohnungen, weil wir ja sechs Kinder waren. Die Zimmer der einen Wohnung nutzten wir als Kinderzimmer bzw. Arbeits- und Schlafzimmer der Eltern. Die andere Wohnung war unser großes Wohnzimmer, in dem wir gemeinsam aßen, uns unterhielten, zusammen Spaß hatten. Wir gingen zur Schule, meine Eltern bekamen Arbeit und bildeten sich weiter.

Stationen im Lebenslauf: Brandenburg (Stadt), Plauen (Vogtland), Rostock

1977 zogen wir nach Brandenburg an der Havel. Meine Eltern hatten ein Angebot vom Stahl- und Walzwerk erhalten, in der DDR das größte und führende in der Stahlproduktion. Nun arbeiteten sie als Betreuer und Dolmetscher für die kubanischen Vertragsarbeiter. Wir erhielten eine Wohnung für kinderreiche Familien und als ältestes Kind hatte ich mein eigenes Zimmer. In Brandenburg machte ich die 10. Klasse fertig. Von 1980 bis 1982 bin ich dann - auch im Stahlwerk - in die Lehre zum Maschinenanlagenmonteur gegangen. Aufgrund meiner politischen Überzeugung delegierte mich meine Partei - ich war damals im kommunistischen Jugendverband der Kommunistischen Partei Chiles - nach Plauen ins Vogtland, wo ich eine Fachqualifizierung zum Druckmaschinenmonteur absolvierte. Unter Pinochet herrschte in Chile eine Diktatur, von der wir hofften, sie würde ein baldiges Ende finden. Die Partei suchte Leute, die nach Chile zurückkehren würden, um die Demokratie wieder aufzubauen. Später sollte ich helfen, in Chile die Parteizeitung wiederzubeleben. Vor diesem Hintergrund machte ich die Ausbildung. In Plauen lernte ich meine Lebensgefährtin kennen, eine Tochter wurde geboren und nach einem kurzen Zwischenstopp in Leipzig landete ich in Rostock, weil ihre Eltern hier lebten. Das war 1986. Seitdem lebe und arbeite ich in Rostock, an der Küste, an der Ostsee. Bis 1989 habe ich hier im Dieselmotorenwerk Rostock gearbeitet, einem Zulieferbetrieb für den Schiffbau der DDR. Wir haben Dieselmotoren für die Fischerei gebaut, für die Fangflotte, aber auch für die Touristikflotte. Ins Ausland haben wir auch exportiert. Dann kam die Wende, ich war 26 Jahre alt.

Familie

Ich kann mich noch erinnern, dass wir in den ersten Jahren säckeweise Mais mit den Händen gepflückt haben - unsere Familie und andere Chilenen. Bei uns zu Hause gab es so viele Gerichte, die auf Mais basieren. Hier im Handel gab es Mais ab und an in Dosen. Die DDR produzierte sehr wenig Mais für den Markt, sondern pflanzte ihn mehr für die Tierzucht an. Da sind wir dann einfach in die Felder gegangen.

Als meine Eltern mit uns in die DDR kamen, dachten sie, wir schauen einfach, wie es sich hier wirklich lebt. Wenn es nicht geht, dann gehen wir wieder. Alle sind wir geblieben, meine Eltern, meine Geschwister. Wir haben alle eine Ausbildung gemacht, drei an der Universität, die anderen zum Facharbeiter. Im Laufe unserer DDR-Geschichte als Chilenen haben wir noch weitere Familienmitglieder hergeholt - einen Onkel mit seiner Frau und vier Kindern. Dadurch entstanden hier familiäre Bindungen, schlugen wir Wurzeln. Als ab 1988 der Demokratisierungsprozess in Chile begann, wurde in den Familien und unter den Chilenen allgemein darüber gesprochen, ob man nun nach Chile zurückgehen solle. Viele sind zurückgegangen. Aber meine Schwester war Anfang der 1990er schon Ärztin, mein Bruder Ingenieur, der andere Chemietechniker und ich hatte auch meine Ausbildungen. Unsere jüngste Schwester, die in Brandenburg blieb, machte eine Ausbildung zur Erzieherin. Auch hätten wir nicht genug Geld für eine Rückkehr gehabt, um die Flugtickets zu zahlen oder die ersten Monate in Chile in Hoffnung auf einen Wohnraum durchzukommen. Meine Mutter lebt immer noch in Brandenburg an der Havel. Mein Vater, der 2007 verstorben ist, liegt dort begraben. Und ich habe mittlerweile drei Enkelinnen und einen Enkel. Auch haben wir seit DDR-Zeiten viele Kontakte zu anderen chilenischen Familien gepflegt und Freundschaften gefunden. In Rostock leben meine ehemalige Lebensgefährtin und mein Sohn. Hier waren wir so 25 Chilenen, die untereinander über verschiedene Organisationen und Arbeitsgemeinschaften gut verbunden waren. Auch das war ein Grund zu bleiben. Zudem war ich einigermaßen sozial abgesichert. Nach unserer Ausreise war ich noch zweimal in Chile: 1993 und 1997. Ich fungierte als Betreuer und Dolmetscher für eine Gruppe von

Studenten der Universität Rostock. Auf dieser Studienreise habe ich dann auch meine dortige Familie besucht. Ich muss sagen, wir haben eine Menge Verwandte. Aber aus unserer Familie sind alle hier geblieben. Vom Ältesten bis zur Jüngsten sind alle verheiratet oder sogar zweimal verheiratet, haben Kinder und Enkelkinder. Meine Mutter ist mit einem Urenkel inzwischen Urgroßmutter.

Wieder auf den Kapitalismus einstellen

Wir kamen aus einer Militärdiktatur und waren deshalb alle irgendwie politisch tätig. Ich gehörte zum kommunistischen Jugendverband Chiles, später zur kommunistischen Partei. Als die Mauer im November '89 fiel und die Menschen nach Westberlin gingen, um sich Bananen zu kaufen, dachte ich, das kann es doch nicht gewesen sein. Es war schrecklich für mich zu erleben, wie man für ein paar D-Mark seine Würde aufgeben kann. Wir haben damals viel darüber gesprochen, dass wir uns – egal ob wir bleiben oder nach Chile zurückkehren wollen – auf jeden Fall wieder auf den Kapitalismus einstellen müssen. Wir galten, zumindest ich, in der DDR in der Ausbildung und später unter den Kollegen als „rote Socke“. Mein Verhältnis zur Mauer war zwiespältig. Pinochet war nicht nur Diktatur, sondern auch Kapitalismus pur. Die DDR versprach Sozialismus. Hätte man mir damals gesagt, die Mauer ist Mist, im Westen können wir reisen, kaufen, sind wir freier, dann hätte ich gesagt, mache du mal, gehe doch in den Westen. Für mich hatte die Mauer schon ihre Berechtigung. Aber mit meinem chilenischen Pass konnte ich ja auch zu DDR-Zeiten nach Westberlin fahren – das habe ich einmal getan. Allerdings nur, um im Konsulat meinen Pass erneuern zu lassen. Denn zwischen der DDR und dem Chile Pinochets gab es keine diplomatischen Beziehungen.

Erwerbsbiographie nach der Wende

Mit dem Ende der DDR geriet das Dieselmotorenwerk in Rostock, in dem ich arbeitete, in eine konfuse, unklare Situation. Leute wurden entlassen und die Stimmung kippte. Das erste, was die Kollegen, mit denen ich Jahre zusammengearbeitet hatte, zu mir sagten: „Wir sind hier die Deutschen und du bist der Ausländer.“ Da habe ich einen Aufhebungsvertrag gemacht und bin gegangen. Zunächst habe ich bei einer kleinen, lokalen Zeitung als Fotograf angefangen. Ich habe Kurse besucht und mich intensiv mit Journalismus beschäftigt. Als ich stellvertretender Redaktionsassistent wurde, drängte die Bild-Zeitung auf den Markt und unsere ging pleite. Die 90er waren im Osten ein Jahrzehnt der Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und so wurde ich für drei Jahre bei der Stadt Rostock angestellt. Mit neun weiteren Kollegen habe ich beim Jugendamt als Streetworker gearbeitet und mich als Sozialarbeiter weitergebildet. Danach hatte ich eine weitere ABM-Stelle in der Montage und Restauration beim Traditionsschiff Rostock, einem Schiffbau- und Schifffahrtsmuseum. In den Folgejahren habe ich im sozialen Bereich in verschiedenen Projekten im interkulturellen Zentrum und im Waldemar Hof e.V. als Koordinator gearbeitet. Später habe ich mich dann als Sozialbetreuer und Dolmetscher selbständig gemacht. Von Anfang an habe ich ehrenamtlich im Ausländerbeirat, jetzt heißt er Migrantenrat, gearbeitet, der sich nach den rassistischen Ausschreitungen in Rostock-Lichtenhagen im August 1992 gründete.

Nachwende – Jahre der Selbstorganisation

Natürlich gab es Ausländerfeindlichkeit in der DDR. Ich selbst habe sie erleben müssen. Einmal saß ich mit meiner Freundin auf einer Parkbank. Ein Typ setzte sich dazu und mischte

sich in unser Gespräch ein. Als er merkte, dass ich kein Deutscher bin, wurde er beleidigend und handgreiflich. Ein anderes Mal kam ich nachts von einer Betriebsfeier und fragte zwei Typen nach dem Weg zum Bahnhof. Sie erkannten an meiner Aussprache, dass ich Ausländer bin. Es ging ganz schnell. Sie haben mich gegen ein Schaufenster geschmissen und mir einen Cut knapp über dem Auge verpasst. Noch in der Nacht kam ich ins Krankenhaus und der Schnitt wurde genäht. Die Täter wurden von der Polizei gefasst, es kam zur Anklage, aber nicht zu einer Gefängnisstrafe, sondern zu einem finanziellen Ausgleich. Ich erhielt eine Summe und fühlte mich erniedrigt und ungerecht behandelt. Es gab ohne Zweifel Ausländerfeindlichkeit, aber im Ganzen wurde sie besser unter Kontrolle gehalten. Ein Lichtenhagen hätte es in der DDR nie gegeben.

Schon vor Gründung des Ausländerbeirats 1992 entstand die Idee dazu. Nach dem Fall der Mauer war die Situation von Ausländerinnen und Ausländern unsicher, von Ausländerfeindlichkeit müssen wir gar nicht erst reden. Die Leute fingen an, sich zu organisieren. Russen, Vietnamesen, Kubaner, Angolaner – alle ausländischen Kräfte, die hier tätig waren, hingen plötzlich in der Luft. Welche Rechte haben wir eigentlich, wie sind wir abgesichert? Das waren Fragen, die uns umtrieben. Die Vereine organisierten sich entlang von Sprach- und Kulturzugehörigkeit und vielleicht auch nach sozialpolitischer Ausrichtung.

In der lateinamerikanischen Community fassten wir Anfang der 90er Jahre den Plan für einen eigenen Verein. Neben anderen bin ich eines der Gründungsmitglieder von Talide e. V. im Jahr 1995, der sich unter anderem zum Ziel setzt, die Integration von Latinos in Deutschland zu unterstützen. Den Anfang dazu machte das Lateinamerika-Institut bzw. seine Abwicklung. Das war eine an der Universität in Rostock verankerte, international renommierte Lehr- und Forschungsstätte. Nun galt sie aus konservativer, herrschender Sicht als „rotes Tuch“. Studenten wurden nicht mehr unterstützt und die Lehrkräfte sukzessive entlassen. Ein Freund von mir war einer der ersten Dozenten, der gehen musste. Es genügte, 1973 aus Chile gekommen zu sein, gar in der Sowjetunion studiert zu haben oder der KP Chile anzugehören. Wir setzten uns zusammen und überlegten, was zu tun sei. Es ging ja um Arbeits- und Studienplätze. Der Verein war unsere Antwort auf solche Zumutungen. Wir wollten unterstützen, beraten, begleiten – das haben wir getan.

Auf jeden Fall lernten wir alle, was es heißt, in Deutschland eine Organisation aufzubauen und dabei alle Formalitäten zu beachten. In Westdeutschland gab es damals bereits Ausländerbeiräte. Mit denen tauschten wir uns aus und dann war klar, jeder Verein für sich kann keine Lösung für unsere drängenden Probleme sein. Wir wollten und brauchten mehr Mitspracherechte gegenüber deutschen Institutionen, gegenüber deutscher Politik. So entstand der Ausländerbeirat, heute Migrantenrat, der die Interessen ganz verschiedener migrantischer Vereine und generell der Bevölkerung mit Migrationshintergrund gegenüber Bürgerschaft, Stadtverwaltung und Oberbürgermeister vertritt und mit ihnen zusammenarbeitet. Darüber hinaus arbeiten wir heute mit der SPD, den LINKEN, den Grünen, der Integrationsbeauftragten, der Kirche und verschiedenen deutschen Vereinen zusammen. Es ist ein breites Netzwerk entstanden.

Anfang der 90er Jahre war die Situation hier in Rostock mehr als angespannt. Es gab viele „kleine Lichtenhagen“, wenn man das so formulieren kann. Als Streetworker hatte ich mit meinem Kollegen Dienst in einem Jugendclub. Das war ein total friedlicher und verständnisvoller Mann. Aus dem Nichts heraus wurde er von einem Nazityp angegriffen. Und das war nicht nur einer – ich bin dazwischen gegangen und musste am Ende flüchten.

Ich rannte in ein Haus und klingelte an jeder Tür. Sie verfolgten mich und als sich endlich eine Tür öffnete, waren sie schon so weit, dass sie mit einer Gaspistole in die Wohnung reingeschossen haben – da waren Kinder. So war die Situation damals. Das lässt sich mit der Gegenwart nicht vergleichen.

Mit dem Migrantenrat als kommunales Gremium konnten und können wir viel erreichen. Wir organisieren und koordinieren zahlreiche Informations- und Kulturveranstaltungen wie zum Beispiel die jährlichen Interkulturellen Wochen der Hansestadt. Als 2015 auch nach Rostock viele Geflüchtete kamen, haben wir durchsetzen können, dass sie dezentral untergebracht werden. Wir arbeiten gut mit den anderen städtischen Institutionen zusammen. Gemeinsam setzen wir uns für das friedliche Miteinander aller Einwohnerinnen und Einwohner ein. Inzwischen gibt es auch in der Stadtverwaltung Menschen mit Migrationshintergrund und ja, der Oberbürgermeister ist ein Däne.

Ost-West-Unterschiede?

Ich spiele in einer Band – der eine kommt aus dem Rheinland, der andere aus Rostock, der dritte aus Peru und ich aus Chile. Ostdeutschland, Westdeutschland – das ist nicht wirklich mein Thema. Die Deutschen sind die Deutschen und sie sind privilegierter als Migrantinnen und Migranten. Zum Beispiel die Kommunalwahlen: 1989 habe ich zum ersten und letzten Mal wählen können. In der DDR konnte ich wählen, danach nie wieder. Ich bezahle meine Steuern, ich engagiere mich ehrenamtlich und versuche, so viel wie möglich zu arbeiten. Seit Jahren kämpfen wir um das Recht, dass langjährig ansässige Bürgerinnen und Bürger mit Migrationshintergrund wählen können. Dieses Recht wird uns verweigert.